

Letzte Grüße

Walter Kempowski zum Gedenken

VON JÖRG DREWS

Die Hamburger Großmutter Collasius soll Walter Kempowski einen Zettel mit einem Spruch geschickt haben, der lautete: »Ich jage nach dem vorgesteckten Ziel.« Wer nun aber meint, diese Wandsbeker Botschaft sei tief sinnig nickend auf Kempowskis Leben und Werk zu beziehen, wird bald merken, dass der Spruch eher ins Ominös-Vieldeutige führt und bestenfalls ebenso viel Unaufgelöstes und Paradoxes enthält wie Leben und Werk des Autors.

Spricht der Spruch von der Vergeblichkeit ruhelosen Tuns, das dann doch zu keinem Ende kommt, in seiner Fruchtlosigkeit geradezu sündig ist, weil es keine Ruhe im Herrn kennen will? Wer hat das Ziel »vorgesteckt«, und ist damit in frommer, strenger Ironie eigentlich nur der Tod gemeint, der ja nun wahrhaft »vorgesteckt« ist und nach dem man eigentlich nicht jagen muss? Ist also von der Sündhaftigkeit der Ruhelosigkeit, von der eitlen Leere allen Strebens die Rede, die am Ende nur Selbsttäuschung ist?

Walter Kempowski lässt an der Stelle, wo er den Satz in seinen fragmentarischen »Memoiren« zitiert, die Interpretation offen, zeigt sich aber sehr ange-rührt von diesem Satz, vielleicht weil er sich in seiner Widersprüchlichkeit erkannt fühlte: Auch in seiner Kunst, der Literatur, »jagte« er nach seinem Ziel, als ob er es für erkennbar und erreichbar hielte, und dabei sagte er doch in dem letzten Gespräch, das wir mit ihm hatten, was er tue, sei gar nicht so sehr auf Abrundung und Vollendung angelegt, sondern darauf, dass es immer weiter gehe mit dem Werk. Sah er selbst sein un-ablässiges Weiterarbeiten zugleich auch als eine Art Getriebensein bei untergründiger Vergeblichkeit?

Mit seinem eigenen Fleiß kokettierend kann's ja wohl nicht gewesen sein; eher drückt sich da eine protestantische Arbeitsethik aus, die aber nicht zu trennen ist von der Getriebenheit eines Wiederholungszwangs: Ist der Notwendigkeit eines Buches Genüge getan, ist damit aber nichts gelöst und befriedet, sondern es wird gleich das nächste Buch auf Kiel gelegt und der Triebtäter, der Zwangshandelnde beginnt sein Tun aufs Neue – er handelt eben nicht in moralischem Auftrag, sondern unter Zwang.

Nur eben: Was immer der Antrieb ist, am Ende ist etwas geschaffen worden, was unbestreitbar da ist; das, was das Abendland sein »Höheres« nennt, sagt Gottfried Benn, ist im männlichen Sitzen produziert, und bei Walter Kempowski heißt das: einmal die neun Bände der »Deutschen Chronik«, einmal die zehn Bände *Echolot*, dann sechs weitere Romane und ein Bericht, dann fünf Bände mit Tagebüchern – und das ist ja doch was anderes noch als einfach ein Bündel von Symptomen einer Kreativitätspsychopathologie, es ist auch noch wesentlich mehr als nur die Bewirtschaftung von seelischen Deformationen und die Verwaltung von Macken und Größenphantasien – es ist formgewordener, überlieferbarer Geist.

Man kann es auch – Kempowski würde es schief schmunzelnd billigen – »Jahrhundertdichtung« nennen und sich unter solchem Lob hinwegducken, indem man versichert, dies beziehe sich auf den von Kempowski erzählerisch bedachten Zeitraum von ziemlich genau hundert Jahren, von *Aus großer Zeit* bis zu dem Tagebuchfragment aus dem Jahr 2001. Dies ist aber der Zeitraum, von Kempowski noch authentisiert durch direkte Erzählungen Lebender

bis zu den Fernsehnachrichten des eigenen Tageserlebens in seinen späteren Jahren.

Ein Jahrhundert als Sujet, zunächst authentisiert durch *eine* Stimme, die die Erinnerung sprechen lässt. Dann kommt da etwas ganz Neues: eine Literatur aus dem Archiv. Es war sein großer Einfall, geschichtliche Dokumente privaten Ursprungs zu versammeln, und wem das zunächst nur ein Akt national-humanistischer Pietät schien, eine umfangreiche Skurrilität, der konnte zusehen, wie diese unschematische, quasi unwissenschaftliche Neugier plötzlich eine konstruktive Wendung nahm, weit über die punktuell-kuriosen Antworten hinaus, die Walter Kempowski schon in den Befragungsbänden der »Deutschen Chronik« gesammelt hatte und die noch von unsystematischer Leichthändigkeit waren, nun aber überführt wurden in viel massivere Dimensionen und in die Kraft von Belegen für die Mentalitätsgeschichte hauptsächlich der Deutschen – und so entstand *Das Echolot*, jene zehn Bände, in denen Kempowski es fertigbringt, aus Dokumentenbruchstücken Kunst zu machen und dennoch nicht die Geschichte oder Geschichte zu ästhetisieren, sprich: sie künstlerisch bevormundend zu überformen.

Tragödien aber sind bekanntlich in der antiken Poetik immer zu durchsetzen mit Burlesken und Satyrspielen, also durchsetzte Kempowski die so zehrend ernste Arbeit an den Fragmenten von Mord und Verblendung, den Dokumenten des Versprengtseins in Leid und Borniertheit, in Schmerz und ideologische Verdummung mit der Arbeit an seinen Tagebüchern, um einen Atemraum auch zu bekommen für das quasi Unverantwortliche des Sich-Aufführens als lustige Person. Nein, nicht *nur* lustige Person, denn in den Tagebüchern von *Sirius* bis *Hamit* stockt einem ja manchmal der Atem, sieht man jemanden auch an Abgründen tanzen, aber er ist sozusagen freier, weil er dies alles nur auf eigene Rechnung tut, auf eigene Kosten seinem Affen – dem Affen seines Narzissmus

und seiner Selbstdestruktivität – Zucker gibt.

Die Tagebücher betrachtete Kempowski als die dritte Säule seines Werkes, und das Wort »Werk« ist da durchaus erst zu nehmen, denn Tagebücher, besser: die Gattung »Tagebuch« ruft ja wohl immer noch verbreitet das Missverständnis hervor, dies garantiere für Authentizität dessen, das da unter einem Datum und syntaktisch etwas lockerer zu lesen steht – dabei ist der Tagebuchton ja auch glänzend simulierbar, und von dieser Möglichkeit und Lizenz machte Kempowski übermütig und so ungeniert wie hinterhältig Gebrauch; die Tagebücher sind bei ihm selbst wieder durchaus eine Bühne, auf der er sich aufführen, für die er sich erfinden kann, und wenn er einmal anderthalb Monate gar keine Aufzeichnungen gemacht hat, ist es dennoch möglich, dass im gedruckten erscheinenden Tagebuch fein säuberlich für anderthalb Monate die Aufzeichnungen glattweg erfunden sind.

Da fällt dem Leser, welcher dergleichen merkt, doch durchaus der Kiefer herunter, und dann kann er das bewundern – soviel Sinn für Komik wird der Leser doch noch haben, soviel Gespür dafür, dass die Welt ja betrogen werden will und auch bisweilen sogar echt böse wird, wenn man sie nicht elegant hinters Licht führt. Und dann hörte man zum Schluss noch – aber erst seit 2006 im Mai –, dass er an seiner Autobiographie, seinen »Memoiren« sitze. Wo sollte das Material noch herkommen? Hatte er nicht alles autobiographische Material schon in die Bände der »Deutschen Chronik« und einige weitere Bände versteckt? Was blieb da noch zu schreiben? Antwort Kempowskis, trocken und lakonisch: »Die andere Seite.« Was dies sei, werde man dann ja sehen. Nun werden wir dies allerdings nur noch als Fragment sehen, diese vierte Säule seines Werks; da setzte der Tod eine Grenze.

Dieses riesige Werk entstammt nun einer Physis, die man wahrhaftig nicht zyklopenhaft nennen kann. Walter Kempowskis körperliche Erscheinung war ja

nicht gerade imponierend; dennoch wurde er in der Familie bisweilen spaßeshalber »der Gigant« genannt, und wer das verstehen will, der schau auf die anderthalb Meter seines Werks und vor allem auf die sechzig Zentimeter allein von *Das Echolot*. Was da zu suchen und zu finden und auszuwählen, zu durchsinnen und zu montieren war, erwies sich für Jahre als so mühsam, als hätte er alles selbst geschrieben. Das hat er aber nicht, und das gereicht ihm zur Ehre seiner künstlerischen Moral. Man muss schon seiner selbst sicher und vor allem von künstlerischer Statur einigen Ranges sein, wenn man sich selbst dergestalt zurücknehmen und quasi anonymisieren, das heißt nicht dauernd sichtbar sich was ausdenkend und formulierend, fingierend in den Vordergrund spielen muss. Und so durften unzählige Namenlose – zwar benannt, und doch uns so unbekannt – und einige wenige Namenhafte immer wieder an die Rampe treten und jeder für sich und vor einer bestimmten Instanz, die der Fromme GOTT nennen mag, sagen, was sie leiden: alle, ein einschüchternder Chor.

Die Frage nach der Physis, die das alles tragen konnte, dieser eher schwächtigen Physis, ist das eine; ein anderes ist die Frage nach dem Antrieb, der hinter diesem allen steckt, der Energie in einem spirituuell-moralischen Sinn. Ohne allzu indiskret in eine, in *diese* Person hineinleuchten zu wollen, können wir doch wohl mit Sicherheit sagen, dass es ein Verlust und eine Schuld war, die Walter Kempowski dergestalt trieben, dass er nicht ruhen noch rasten konnte, dieses sein – am Ende immer noch unvollendetes, vielleicht eben auch nicht auf Vollendbarkeit angelegtes – Werk zu schaffen. Der Verlust war der seines Vaterhauses im Krieg wie auch der Verlust einer geordneten Familie und eines gewissen Selbstwertgefühls, das mit dieser Familie zusammenhing.

Kempowski, in seinen fragmentarischen Memoiren, die sicher eines Tages aus dem Nachlass publiziert werden, formuliert, es habe ihn so sehr getroffen der

Verlust von Rostock »als eines humösen Biotops«. Das ist eine kuriose Formulierung in Gestalt eines Adjektivs zu Humus, das es meines Wissens gar nicht gibt. Aber wir verstehen, was er meint; es ist Ausdruck der rückwärts gewandten Hoffnung, es wäre sein Leben ohne diesen Verlust der Heimat glücklicher verlaufen; das muss man gleich koppeln mit der Diagnose, dass dann ohne diesen Verlust ein entscheidender Antrieb gefehlt hätte.

Zum Zweiten ist da eine Schuld, ein Schuldgefühl, das Kempowski sein Leben lang gehabt hat und welches wohl darauf zurückzuführen ist, bei den an Folter grenzenden Befragungen durch die Russen nach seiner Verhaftung wegen »Spionage« nicht ausreichend standgehalten und seine Mutter in die Sache hineingezogen zu haben, also auch an ihrer Verurteilung und Haft schuld zu sein. Es ehrt ihn sicherlich, dass er dies Gefühl einer Schuld hatte, aber es ist dann doch die Frage, mit wie viel Recht man von jemandem verlangen kann, ein Held zu sein unter der Tortur. Es genüge hier zu sagen, dass damit jedenfalls der Impuls in ihm verstärkt war, durch nicht endende Arbeit etwas doppelt Verlorenes zu restituieren: die Respektabilität des Namens, der Stellung, der sozialen Position einerseits und seine eigene Respektabilität vor sich selbst – zu führen war der Beweis, dass er doch etwas taue.

Das paradoxe Resultat war, dass er mehrfach etwas taugte: als Lehrer, »Landlehrer«, wie er sich so bescheiden nannte; als ernsthafter wie auch (sagen wir es doch einmal) äußerst unterhaltender Schriftsteller; als Chronist des Dritten Reiches (Abteilung Mentalitätsgeschichte); als Historiker, als »Archivar«, als hintersinniger Tagebuchschreiber (man kann auch sagen: als Tagebucherfinder, der sogar den Stand-up-Comedian geben kann). Es ist schon verständlich, dass einer, dem alles abgestreift wurde, dem buchstäblich alles genommen wurde – man könnte eigentlich sagen: alles außer der Chorleitung in Bautzen –, sich im Kern intakt und mit seiner

letzten Kraft darauf wirft, das Verlorene und mehr wieder an sich hin zu schaffen: Wer einmal nur noch im Besitz von Stimmgabel, zwei Notenblättern und einem Foto der Mutter über die DDR-Grenze nach Westen expediert wurde, der wird à tout prix nach Normalität und mehr streben, nach solch achtjähriger Unterbrechung einer Entwicklung, die doch gerade zwischen dem neunzehnten und dem siebenundzwanzigsten Lebensjahr entscheidende Anreicherungen auf jedem Gebiet erfährt.

Wenn alle Gegenstände aus der Objektwelt, die einem die Kontinuität von Familie und eigener Person verbürgen, abhanden gekommen sind, muss man Wege der Restitution finden, direkte und indirekte, von Käufen beim Antiquar bis zum künstlerischen Nacherzählen der Familiengeschichte. In diesem Zusammenhang steht auch das Haus in Nartum, das Walter Kempowski als Architekt (ein solcher war er nämlich auch noch) für die Darstellung seines Werkes hat bauen lassen. Das Schöne daran ist, dass es großzügig entspannt und an keiner Stelle protzig oder großkopfig oder überdimensioniert wirkt und wahrhaft ein Ort ist von »offener Behaustheit«, wie er in den Memoiren formuliert. War Bautzen ein Ort und eine »Zeit der Kompression«, so ist das Haus ab den frühen siebziger Jahren Zug um Zug ein Ort der Extension, der glückhaften Entfaltung geworden, an dem auch andere – Autoren, Leser, Gäste – teilhaben dürfen und bis heute teilhaben dürfen.

Walter Kempowskis Werk aber, das dort entstand (mit Ausnahme der frühen Bücher aus den beiden Landschulhäusern), gehorcht übrigens einer eigenartigen Diskretion. Ich nehme an, man hätte gerade auch aus Bautzen – auf die Details will ich gar nicht eingehen – viel greller und knallig-bekennnishafter schreiben können, als Kempowski das in *Im Block* tat, doch so modern, wie wir inzwischen sein Werk sehen, so weicht es doch in einem Punkt seiner Ästhetik gewissermaßen von der Literatur des 20. Jahrhunderts ab. Diese setzt ja generell

eher auf eine Ästhetik der Direktheit, der Drastik, der Entblößung; Kempowski dagegen spricht meist in Andeutungen oder mit leicht schrägem Witz, sich diskret schützend, manchmal als ob er einen durchsichtigen Wandschirm vor das Erzählte stelle und zugleich wieder es bubenhaft bis böse genießend, wenn er eine Sekunde von tödlichem Ernst, tödlicher Drastik eingebaut hat oder eine »unmögliche« Bemerkung herauslassen kann.

Er passte sehr genau auf, wann er sich und wie weit in die Karten schauen lassen will. Eigentlich ist er »very much a gentleman«; umso erschreckender, wenn er's manchmal – und vor allem auch im Leben – nicht war, umso erstaunlicher, wenn er einen im Gespräch dann doch plötzlich Blicke in sich hinein und in seine Phantasien tun ließ, bei denen man nicht wusste, sollte man nun entsetzt oder amüsiert sein. Am besten vielleicht, man nickte leise bedächtig und starrte mit einer Art freundlichem Pokerface zurück. Wie heißt es bei Büchner doch so illusionslos und menschenfreundlich: »Der Mensch ist ein Abgrund, wenn man hineinblickt, schaudert's einen.«

Ich denke, Walter Kempowskis Umgang mit sich selbst war mit größter Vorsicht darauf gerichtet, mit seiner Dünnhäutigkeit und seinen Verletzungen pfleglich umzugehen. Er war gewissermaßen jünger als er selbst und zugleich älter: Darauf zielt wohl eine der lyrischen Eintragungen in dem Gedichtband *Langmut*, die lautet: »Sohn warst du und Vater zugleich. / Du hieltest dich selbst an der Hand.«

Wir wissen, dass es eine Zeit gab, in der Walter Kempowski mancherorts mit einem schnöden Ressentiment begegnet wurde, das weder literarisch noch politisch so recht begründbar war – es war halt irrational oder vorrational, wie es Ressentiments sind, und heute ist schon gar nicht mehr recht rekonstruierbar, wie dieser – vorsichtig gesagt – Vorbehalt gegen Kempowski zustande kam. In den Gedichten, von denen ich nicht genau weiß, wann sie entstanden, wann sie

überarbeitet wurden und worauf sie sich konkret beziehen, heißt es einmal: »Die da draußen sähen dein Licht, / wenn sie aufschauten.«

Ich lese das jedenfalls so, dass es in den späten siebziger und in den achtziger Jahren eine Unwilligkeit gab, bei Kempowskis Büchern genauer hinzuschauen und die eigene Meinung revidieren zu lassen; das halblinke Establishment hatte da irgendwie zugemacht und hielt Kempowski, weil er bestimmten Parolen nicht recht folgte und auf eine sozusagen nörgelige Art widerborstig war, für einen »Reaktionär« und »Kalten Krieger«. Dieser Teil des publizistischen Establishments ärgerte sich auch über Kempowskis unversöhnliche Haltung gegenüber der DDR, und dass er da unversöhnlich war, konnte man angesichts der inhumanen Knasterfahrung, die ihn die Sowjets wie die DDR machen ließen, eigentlich verstehen. Tat man aber nicht, weil damals ein großer Teil der Öffentlichkeit der Meinung war, dass man mit der Regierung der DDR um des Friedens in Mitteleuropa willen sich irgendwie arrangieren musste und diese Sorte Koexistenz halt nicht stören durfte.

Es kommt hinzu, dass Walter Kempowski gar nicht direkt, aber irgendwie eben doch den Begriff der Nation hochhielt, jedenfalls bisweilen einen Zungenschlag drauf hatte, der nicht so recht zum linksliberalen Credo passte. Und dann war er obendrein noch Landschullehrer und benahm sich nicht so salopp-rechtshaberisch wie die Linken beziehungsweise die Halblinken der alten Bundesrepublik – und fertig war das Bild vom klein-kariertem, quasirechten Volksschullehrer-Unterhaltungsschriftsteller. Dass der in solchen Dingen dünnhäutige und überhaupt durch Zurücksetzungen schlecht-gelaunte und bisweilen sogar leicht paranoide Kempowski in diesen Kampf nicht gerade entspannt oder gar mit LMAA-Haltung eintreten wollte, kann man verstehen. Inzwischen möchten ja gerne Leute, die ihm Mitte der siebziger Jahre schadeten und über ihn spöttelten, durchaus in seiner Nähe oder in der Nähe

seines Namens gesehen und genannt werden. So ändern sich die Zeiten.

Glücklicherweise hat Walter Kempowski noch erlebt, wie da ein Umschwung eintrat, aber da blieb eine Verletztheit, die manchmal auch *seine* Züge verzerrte. Auch verkannt wurde, dass es eine Radikalität im Ästhetischen gibt, die zunächst nicht viel von sich hermacht und jedenfalls nicht schrill auftritt. Ich halte zum Beispiel *Aus großer Zeit* für ein untergründig ganz böses und trauriges Buch, dessen dröge-pomadiger Erzählton täuschte: Es ist ein Buch vom Untergrund, der sich hinter der selbstgefälligen Fassade schon andeutet, und wie atemberaubend radikal scheinbar konservative Bücher sein können, dafür sind ja Goethes *Wahlverwandtschaften* noch immer ein großes Beispiel. Was da verhandelt wird, blickt schon dem blanken Nihilismus ins Gesicht, und das wusste nicht nur Walter Benjamin, sondern auch Bertolt Brecht: Es wird umständlich erzählt, jeder Satz ist grammatisch korrekt und das Ganze verstörend.

Walter Kempowskis Literatur ist zugleich böser und lustiger, als es viele Leser wahrgenommen haben, die ganz andere Texte gewohnt und die auch dessen entwöhnt waren, Lesearten und Lesetempi immer wieder neu den Texten anzupassen. Wer nur Kriminalromane liest, muss sich grundlegend umstellen, wenn er etwa in Kempowskis *Weltschmerz* hineinblickt, eine feinste Studie übers Kindsein, und da dann also die Nuancen der ausgekundschafteten kindlichen Psyche mitkriegen will. Walter Kempowski hat einen hochflexiblen Leser verlangt, eben nicht nur den amüsablen *Tadellöser & Wolff-Leser*.

Ein chinesisches Sprichwort sagt: »Ein großer Mann ist ein öffentliches Unglück«, und das heißt auch, dass es eine verdammte Spannung gibt zwischen der üblichen und ja auch wirklich zu fordernden Sozialverträglichkeit eines Menschen und den psychischen Spannungen, unter denen er lebt und die *allein* seine Produktivität hervorbringen beziehungsweise sie wirklich begleiten.

In diesem Sinn hat Kempowski seiner Umgebung immer viel abverlangt, und dass dies halt so sei bei schöpferischen Geistern, war nicht immer akzeptabel. Für die, die damit leben müssen, ist das zumindest phasenweise eine ziemliche Zumutung, und so war es auch bei Walter Kempowski. Er war zudem einerseits »echt«, andererseits Schauspieler, Schlitzohr, Kostümträger, Träger unauffälliger grauer Anzüge und einer, der sich auch mit einer Fliegenklatsche und mit Strohhut auf dem Kopf überlegt, womit er das jeweilige Publikum jetzt verblüffen oder schockieren könnte, als Inszenator seiner selbst und bis in die Tagebücher hinein, die ja auch zu einem erheblichen Teil Inszenierungen sind, gewissermaßen mit der Zunge in der Backe selbstgenießerisch installiert.

Wir stehen in seiner Schuld, menschlich wie auch als Leser. Es ist ein Privileg, ihn zu lesen, und wenn man wusste, wie man's gegebenenfalls zu nehmen hat, war auch der Umgang mit ihm ein Privileg. Der Genuss daran war nicht zuletzt, dass in seiner Literatur wie auch im gelebten Leben er immer wieder mit Über-

raschungen aufwartete. Wie verblüfft musste man sein, dass nach dem *Echolot* dann der Quasi-Schwanengesang der *Letzten Grüße* auftauchte, diese zärtliche Elegie, und dann kam noch das wahrhaft experimentelle »Allzeit«-Projekt, und selbstverständlich arbeite er weiter an dem 1500-Seiten-Dings namens »Plankton«, und plötzlich war da auch die Rede von 300 Seiten eines vorläufig skizzierten Dings namens »Memoiren«. Und wenn man ihn nicht bedrängte, sondern ihn im Gespräch einfach kommen ließ, dann sagte er plötzlich selber, in welcher Hinsicht ihm die Auswahl der Texte im *Echolot* problematisch sei und dass das natürlich kein Rezept für andere Autoren sein dürfte...

Lieber Walter Kempowski, jetzt gehören deine Bücher zum großen Schrifttum deiner Nation, wie man früher gesagt hätte. Das Gespräch mit dir aber geht weiter, auch jetzt, da du elender danielst als dein melancholisches Alter ego, der liebe Alexander Sowtschik, durch den du uns einen deiner zärtlichsten Romane übermitteln liebst, nämlich *Letzte Grüße*. Die senden wir jetzt dir.